

Unterhaltungs-Beilage

Der Mann in der Kuffisse

ROMAN VON

OTTO SOYKA 71

COPYRIGHT BEI „DER ZEITUNGSROMAN“, BERLIN W9
(NACHDRUCK VERBOTEN)

Kenate ging sehr schnell zur Tür, und Hellrat folgte ihr. Herr Sorff hielt die Portiere für beide zur Seite, als sie hindurchschritten. Da war es Hellrat, als hätte er seinen Kammerdiener sprechen gehört, und er glaubte auch, die letzten Worte verstanden zu haben. Kenate, die ihm ihr Profil zulehrte, schien bei diesen Worten zusammenzuschreden. Sie lauteten: „Denn an diese Dinge rühren, heißt mit feinem Leben spielen.“

Im nächsten Augenblick meinte Hellrat einer Täuschung zum Opfer gefallen zu sein. Ging doch Kenate elastisch und als wäre nichts geschehen, auf dem weichen Flurteppich voran. Bei seinem ersten Tanz mit ihr im Cronstedt-Spiegelsaal sah er, daß Tränen in ihren Augen schimmerten.

Herr Sorff hatte das Paar über Gänge und Stiegen in den Spiegelsaal begleitet. Dort angekommen aber, hatte er wortlos, und wie selbstverständlich Kenates Kuffische an sich genommen.

V.

Der Herr der Chance.

Reignier, der algerische Großkaufmann, der Besucher von Spelklubs, der Mann, dessen Empfehlung für einen unbekanntem Menschen so viel bedeutete, hatte keinen festen Wohnsitz, er lebte auf Reisen. Seine Gestalt von eigenartiger Häßlichkeit war in fast allen Weltstädten wohlbekannt, er galt für sehr reich und war offenbar in der Lage, ein Leben nach seiner Weise zu führen. Aufsehen erregte er nirgends, er verstand es stets, sich einer allzu scharfen Beobachtung der Nebenmenschen zu entziehen. Später sollte es anders kommen.

Er pflegte plötzlich in irgend einer Stadt aufzutauhen. Ein Telegramm sicherte ihm vorher die eleganten Hotelräumlichkeiten, es waren stets dieselben. Er legte Wert auf Ruhe und Unge störtheit. Wo immer er war, pflegte er vormittags zu arbeiten. Er führte eine große Korrespondenz, er empfing täglich eine ganze Anzahl von Besuchen und ging meist erst des Abends aus. Unter seinen Gästen waren sehr schlecht gekleidete Personen, daß ihre Erscheinung oft in der vornehmen Halle jener Hotels auffiel, andere saßen im eigenen Wagen vor und hatten Namen von Weltkur. Es ging das Gerücht von allerlei großzügigen Spekulationen, die man ihm gelegentlich zuschrieb, nie fiel es jemand ein, ihn für einen Vergnügungsreisenden zu halten, der seinen Lappen lebte. Um ihn her war stets eine Atmosphäre der Geschäftigkeit und Zielbewußtheit, die jedermann fühlte, und die doch niemand recht zu erklären wußte.

Für zwölf Uhr mittags hatte er seinen Besuch bei Arthur Hellrat angesagt und die Bestimmung hinzugefügt: „Sie werden mir dann erzählen.“ — Aber schon vorher wurde er von Personen aufgesucht, die in der Lage waren, über Arthur Hellrat zu erzählen.

Das Eigenartige im Geschäftsverkehr Reigniers, das man erst viel später fand, war überhaupt: daß der andere erzählte. Er selbst sprach wenig, und es klang stets so bestimmt, als gebe er Befehle. Diese Eigenart des Verkehrs blieb aufrecht, ob es sich nun um solche Personen handelte, die man für Wittkeller halten durfte, oder für anerkannte Größen des modernen Lebens.

Leo Sorff, Hellrats Kammerdiener, hatte um neun Uhr morgens Reignier besucht. Er blieb nur kurze Zeit und verließ dann das Hotel. Eine Stunde später etwa begab sich Reignier in das Schreibzimmer. Das war für gewöhnlich das Zeichen, daß er Korrespondenzen erledigen wollte und keine Besucher mehr erwartete. Unmittelbar darauf aber erschien ein Herr, der dringend eine Unterredung mit Reignier verlangte und dessen verstörtes Wesen dem Hotelportier auffiel. — Es mag aber auch sein, daß der Hotelportier erst aus den späteren Ereignissen sich den Eindruck der Verstörttheit des Mannes zurechtlegte. — Es war Enno Wafil, der Spieler.

Er wurde in das Schreibzimmer geführt und trat an Reignier mit der Frage heran: „Wie weit willst du es diesmal treiben?“ Das sagte er, noch ehe er sich auf den Stuhl beim Schreibtisch neben Reignier niedergelassen und noch ehe der Boh, der ihn hergeführt, außer Hörweite war.

Reignier überzeugte sich zunächst mit einem Blick davon, daß im Schreibzimmer sonst nur noch eine alte Dame anwesend war, die am anderen Ende mit dem Eifer einer Beamtin die großen Hotelbriefbogen beschrieb, dann warf er einen Seitenblick auf Herrn Wafil und erwiderte, ohne die Feder aus der Hand zu legen: „Bis zum Neufsersten. So weit ich kann.“

„Weißt du denn auch, was du damit tust, wohin das führen wird?“

Reignier betrachtete den Mann, der ihm diese Frage stellen durfte, einen Augenblick lang schweigend. Es lag sehr viel Ruhe in der Persönlichkeit des Franzosen, und etwas von dieser Eigenschaft schien sich jetzt auch dem andern mitzuteilen. Aber die Spannung im Ausdruck seines Gesichtes blieb, und Reignier mußte wohl erkannt haben, daß es nötig wäre, die Sache zum Austrag zu bringen, denn plötzlich legte er die Feder hin. „Du stellst zwei ganz verschiedene Fragen, die auch verschiedene Antworten haben müssen. — Zunächst — was ist tue? — Das weiß ich genau. Du selbst hast Erfahrung genug, um zu wissen, daß ich nie im Irrtum bin. Ich habe es gelernt, Menschenschicksale zu behandeln wie der Gärtner seine Bäume behandelt. Du hast es mitangesehen, du, dessen Schicksal ich nie angetastet habe. Es steht bei mir, so einen Baum zu einer natürlichen Entfaltung und Blüte zu bringen, es steht bei mir, seine Entwicklung zu hemmen, seine Äste zu beschneiden, ihm seltsame Formen zu geben, die niemand vorausahnen konnte. Es steht auch bei mir, ihn vertümmern zu lassen. Ich habe menschliche Schicksale vertauscht, ich gab dem einen das des anderen. Du hast es gesehen, du kanntest Leo Sorff und kennst ihn, wie er heute ist. In meiner Macht steht, meine Freunde glücklich, meine Feinde elend zu machen. Arthur Hellrat aber — das ist etwas Neues! Ich will das Dasein des Erfolges schaffen, so wie es in der heutigen Zeit möglich ist, und dieses Dasein will ich mir zu eigen nehmen. Ich lebe es mit.“

„Wenn du so sicher bist — was brauchst du eines andern? Warum greiffst du nicht selbst nach dem Erfolg?“

„Sieh' mich doch an!“ Leber das braune, edige Gesicht des Franzosen ging ein seltsames Lächeln. — „Mein Neuhäres stimmt wenig genug zu einem glänzenden Schicksal. Aber wenn ich selbst das noch vermöchte —! Es war sehr spät, als ich Meister wurde. Hast du jemals nach meinem Alter gefragt?“

„Ich habe dir bisher stets vertraut —.“

„Und das mit Recht. Du willst aber auch wissen, wohin dieser Versuch mit Hellrat führen wird, Wahrscheinlich, das kann ich nicht sagen! Entweder ins Selbstverständliche und Alltägliche zurück oder zum Weltuntergang. Das ist nicht mehr meine Sache.“

„Du vergißt aber, daß andere mit deinem Schicksal verknüpft sind und dich brauchen.“

„Ist es das? Nun —“ Reignier lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Seine Gesichtszüge nahmen den Ausdruck einer eigentümlichen konzentrierten Aufmerksamkeit an: — dann erzähle.“

„Rein, das nicht!“ Bei dieser Aufforderung, die an sich nichts Schreckliches hatte, bei dem Wort „erzähle“, sprach Herr Wafil entsetzt auf.

„Ich zwingen dich nicht. Du hast mein Wort, daß ich dich niemals zwingen werde. Es ist bei dir nicht so wie bei den anderen. Du bist und bleibst der einzige, den ich nicht entsele. Um meinethwillen! Ich brauche einen Menschen neben mir, der da ist, der wirklich er selbst ist, damit ich mich nicht verliere, einen, der meine Kunst bewundert. Ich brauche dich, Enno.“ Es klang sanft und fast zärtlich.

„Ich bin in Gefahr“, stieß der andere hervor. „Ich sehe keine Rettung. Meine Chance steht tausend zu eins.“

„Das Iebe ich. Das kann ich. Ich kann aus dem Nichts keine Chance hervorzaubern, aber die eine Chance gegen die tausend andern vermag ich zu verwirklichen.“

Enno Wafil ließ sich wieder in den Stuhl sinken und begann rasch und leise zu reden. Reignier begnügte sich, Notizen zu

machen und dann, als jener zu Ende gekommen war, zu nicken. „Ich übernehme es, du hast meine Zusage,“ beruhigte er.

„Ich danke“, sagte Herr Basil sehr leise und unsicher. Reignier ließ den Blick nicht von ihm. Da wiederholte jener sein „Ich danke“ mit Bestimmtheit.

Es ist das einzige Gespräch, das Reignier mit einem seiner vielen Besucher führte und über dessen Inhalt wir Kenntnis haben. Aus diesem Inhalt geht hervor, daß es ein Ausnahmegeräch war, keins von der Art der andern, in denen „erzählt“ wurde. Jene wurden in den Privatträumlichkeiten geführt, dieses im Schreibzimmer. Von jenen hörten Hotelbedienstete oder Gäste in den Nebenzimmern bloß den Klang der Stimmen, oder sie gaben vor — später, als es von Interesse war, Aufschlüsse zu erhalten — diesen Klang gehört zu haben. Hier aber liegen die Angaben des Herrn Enno Basil vor, die er selbst zu einem viel späteren Zeitpunkt machte. Er, der einzige „Nicht Entseelte“, war in der Lage, solche Angaben zu machen, und außer ihm noch jener eine, der seine Seele zurückgewann. Diese Angaben Basils stimmen übrigens mit Gesten, Bewegungen und Gesichtsausdruck der beiden Herren vollkommen überein. Denn, wenn es auch niemanden gab, der das Gespräch hören konnte, eine einwandfreie Beobachterin hörte das Gespräch. Miss Sawcorn, die damals im Schreibzimmer anwesend war, die bekannte Korrespondentin der Boston-Times, hatte so intensiv beobachtet, daß sie darüber ihrer eignen Arbeit vergaß. Es kam die Zeit, wo sie ihre Aussagen machte und wo diese Aussagen weiter größerem Interesse begegneten als der Reisebericht, den sie damals schrieb.

Herr Basil ging schnell und ruhiger als er gekommen war, aus dem Schreibzimmer. — Reignier aber widmete sich sofort wieder seiner Arbeit.

In der Halle des Hotels trat Basil zum Hotelportier und kaufte von ihm einige Br. eymarken. Er legte offenbar Wert darauf, jetzt sein gleichmütiges Gesicht zu zeigen.

Dann verließ er das Hotel. Noch auf den Stufen, die zur Straße herabführten, wurde er von einem Mann in braunem Rock mit leiser Stimme angesprochen. „Herr Enno Basil, nicht wahr?“ Der Mann legte dabei unauffällig seine Hand auf den Arm des Neberräucher.

„Was ist das? Was wünschen Sie von mir?“

„Ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften. Folgen Sie mir ohne weiteres Aufsehen, jeder Widerstand wäre nutzlos.“ Die Worte waren mit einem Blick auf zwei Herren begleitet, die auf der untersten Stufe standen und offenbar bereit waren, den Wünschen des Mannes im braunen Rock Nachdruck zu geben.

„Sie müssen sich irren! Was will man von mir?“ Herr Basil war einen Augenblick fassungslos. Er suchte mit den Augen nach dem Personal des Hotels, das sich von der Szene distret zurückgezogen hatte. Dann sagte er plötzlich energisch: „Lassen Sie mich los. Ich bin nicht der Mann, den Sie suchen, ich habe hier soeben mit einem Freund gesprochen, der Ihnen das bestätigen wird.“

„Ich bin meiner Sache ganz sicher. Dort wartet eine Droschke, die Sie bestiegen werden, wünschen Sie meine Legitimation zu sehen?“

„Ich wünsche, daß mein Freund, Herr Gaston Reignier, gerufen werde,“ erklärte Basil mit großer Festigkeit. Er lehnte sich entschlossen an die steinerne Balustrade, und es war klar, daß er sich seiner Verhaftung widersetzen wollte, wenn man sich weigerte, seinen Wunsch zu erfüllen.

Das sah auch der Beamte ein, und nach kurzem Zögern wußte er einen seiner Untergebenen herbei, um ihm einige Worte zuzusprechen. Gleich darauf eilte dieser ins Hotel. Es vergingen nur Sekunden und Reignier erschien. Sein Gesichtsausdruck war zerkümmert, wie der eines Mannes, den man eben von einer Beschäftigung weggeholt hat, die ihn noch nicht losläßt. Er überblickte die Gruppe, sah Basil gleichgültig ins Gesicht und fragte: „Was wünscht man von mir? Warum hat man mich gerufen?“

„Dieser Herr, der hier den Namen Enno Basil führt, soll von mir verhaftet werden und weigert sich, zu folgen. Er behauptet, nicht der Gesuchte zu sein und beruft sich auf Sie.“ In dem Ton, in dem diese Auskunft gegeben wurde, klang das Mißtrauen.

„Was geht diese Sache mich an?“ fragte Reignier kaltblütig. „Gewiß, es ist Herr Basil, den ich kenne, ein Irrtum legt also nicht vor.“ Schon wandte er sich wieder ab, um hauptsächlich die Feder in der Hand, wie er gekommen, wieder ins Hotel zurückzugehen. Aber in den Augen Basils hatte soviel Verwirrung, ja Entsetzen gelegen, daß Reignier plötzlich in der Tür nochmals stehen blieb und sich dem Beamten wieder zuwandte. „Der Gesuchte ist es wirklich,“ war er flüchtig hin. „Aber Sie machen sich vergebene Mühe.“ Er verneigte heute abend, und daran werden Sie mit Ihrer Verhaftung, Ihrem Auftrag und Ihren Vorschriften nichts ändern.“ Damit ging er.

Der Beamte sah Reignier sprachlos nach und schien nicht faßel Lust zu haben, seine Machtbefugnisse auch ihm gegenüber

anzuwenden. Als er sich dann aber eines anderen besann und die Aufmerksamkeit wieder auf den Verhafteten richtete, sah er, daß dessen Wesen völlig verändert war. Nichts mehr von Verwirrung und Schreck zeigte sich in seinen Zügen, er war ganz ruhig, er lächelte, und fast klang in seiner Stimme eine gewisse Ironie, da er jetzt höflich die Frage stellte: „Die Droschke, die da unten wartet, ist also für mich bestimmt?“

„Ja, für Sie und für uns drei zur Begleitung.“

„Dürfte ich Ihnen nicht vorschlagen, lieber ein Auto zu nehmen. Es geht nämlich bedeutend schneller, und wenn die Herren auch Zeit haben, — ich habe, wie Sie hörten, Eile.“

„Eile? Ich denke, dorthin, wohin wir fahren, kommen Sie immer noch zurecht.“

„Sie hörten doch eben, daß ich heute noch verreise.“

Kopfschüttelnd folgten die Deletive ihrem Befehl, der ein Auto herbeiwinkte, die Droschke nach Bezahlung eines reichlichen Trinkgeldes an den Kutscher verabschiedete und dann als erster das Auto bestieg.

So vollzog sich die Verhaftung Enno Basils. Sie hatte ihren Grund in einer Beschuldigung wegen Betrugs und Wechselfälschung, die ein Geldverleerler gegen ihn erhoben hatte. Sie war nicht unbemerkt geblieben, denn andere Gäste des Hotels hatte der ungewöhnliche Vorgang aufmerksam gemacht, und Herr Basil war eine in der Gesellschaft wohlbekannte Persönlichkeit. Es gab in den nächsten Stunden viel Gesprächsstoff, es wurde in den Abendblättern über den Fall geschrieben, er wurde reichlich kommentiert. Da hatte man bereits Erkundigungen eingegeben, und niemand konnte an der Schuld zweifeln. Es ergab sich in ganz ungewöhnlicher Vollendung ein Bild eines internationalen Hochstaplerlebens, und es war anzunehmen, daß die eine Gesetzesüberschreitung, die ihm vorläufig zur Last gelegt wurde, keineswegs vereinzelt dastand. Auch schien es wahrscheinlich, daß in Gesellschaftskreisen, die sich ganz besonderer Beachtung erfreuten, Mitschuldige zu finden waren. Dieser Umstand hob das Geschehnis über das alltägliche Niveau. Der Eifer, mit dem man also bestrbt war, weitere Details zu finden und der Sache auf den Grund zu kommen, hatte an sich gewiß Berechtigung. Und nicht geringes Aufsehen erregte der weitere Verlauf der Angelegenheit.

Doch — es war alles klar, logisch und sachgemäß! Niemand konnte etwas Wunderbares in der Affäre finden. Am allerwenigsten dachte jemand daran, daß eine neue Kraft am Werke war, daß jemand eine Wissenschaft sein eigen nannte, die ihn in Stand setzte, den Lauf aller menschlichen Dinge von Grund auf zu ändern.

Es haben zu allen Zeiten besondere Kräfte eine Rolle gespielt, die auf das Schicksal direkt Einfluß zu nehmen scheinen. Wenn es solche Kräfte gab, und wenn jemand ihre Gesetze erforschen konnte, so schuf er eine neue Wissenschaft.

Man hat diese Kräfte benannt, hat sie in manchen Perioden der menschlichen Geschichte gefürchtet und später zu erklären versucht, hat es unternommen, das Ungewöhnliche in ein System zu bringen, alles übrige als Aberglauben abzutun.

So gab es Zeiten, die den bösen Blick fürchteten, Zeiten, in denen man daran glaubte, daß Menschen durch bestimmvolle Zeremonien Unglück auf andere herabbeschwören konnten. Wir müssen uns erinnern, wie unendlich stark dieser Glaube war und welche gewaltige Rolle er einst spielte, die Bedeutung eines modernen Hezenmeisters — der allerdings, wie sich später zeigte, Verstand und klare Theorien mitbrachte, — nur annähernd zu würdigen. Sind wir seitdem um soviel klüger geworden, oder waren wirklich jene Millionen Menschen, die es nicht wagten, jene Kräfte zu leugnen, auf einem Irrweg? — Ein Cäsar, ein Wallenstein, die größten Namen zählen zu ihnen. Auch sie glaubten an das, was wir Chance nennen und wußten sich davon abhängig. Die Möglichkeit, die Chance zu beherrschen, gab es nie. Aber wieviele dachten an solche Möglichkeit und suchten die unbekanntes Gesetze zu erraten?

Man hat aus dem Flug der Vögel, man hat aus dem gegossenen Blei die Zukunft vorausgesagt, man hat zahllose Geschehnisse für glück- oder unglückverheißend gehalten. Wenn Reigniers Wissenschaft falsch war, — sie ist der älteste eine. Sein Wirken im modernen Leben aber, und der Konflikt zwischen seinen Menschen und den anderen, sie haben die merkwürdigsten Erscheinungen gezeitigt. Es ist wohl wert, die Zusammenhänge festzustellen und das Bild zu zeichnen, wie es in seiner Gesamtheit demjenigen erscheint, der die einzelnen sensationellen Phasen miterlebte. Nur die erste von ihnen, die von sich reden machte, war die Affäre des Herrn Enno Basil.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß unserem Verständnis bestimmte Grenzen gezogen sind. Wir wissen heute allerdings manches von dem, was ein Reignier im Leben unserer Zeit vermochte. Wir wissen aber nicht, ob es mehr als einen gab, ob nicht noch andere Schicksalscenter, so wie er unter uns weilen, und wir wissen nicht einmal von allen Fällen, in denen Reignier selbst seinen Einfluß geltend machte.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Gedenken Heinrich von Kleists

Zu seinem 150. Geburtstag

Heinrich von Kleist als Dichter unserer Tage

Von Dr. Victor Goll.

Am 18. Oktober jährt sich zum 150. Male der Geburtstag des seltsamsten und vielleicht genialsten Dichters, den Preußen hergebracht hat. Zu Frankfurt (Oder), der nüchternen, mittleren Handelsstadt, bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Sitz einer kleinen Universität, wurde dem Major von Kleist, einem Mitgliede der allberühmten brandenburgischen Offiziersfamilie, an diesem Tage ein Sohn geboren, der den Namen dieser Familie auch für jene Zeiten unsterblich machen sollte, in denen kein Kleist mehr unter den Lebenden wandeln wird. Nie ist auf preussischem Boden ein stärkerer Dichter geboren worden und wahrscheinlich nie ein unglücklicherer Mensch. Die dichterische Begabung war nichts Seltenes in der Familie der Kleist: zu Zeiten Friedrich des Großen lebte Ewald von Kleist, dessen Gros der „Frühling“ heute noch nicht ganz vergessen ist, und gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts versuchte sich ein Franz von Kleist, freilich mit wenig Erfolg, als Dramatiker — seine Sappho hat als Vorläuferin des Grillparzer'schen Wertes eine gewisse literarische Bedeutung. Aber diesen beiden Schriftstellern war das Dichten eine angenehme Begleiterscheinung in ihrem Leben. Für Heinrich von Kleist aber war Dichten und Leben eins, denn der wilde und düstere Dämon, der in ihm wohnte, manifestierte sich in seinem Leben ebenso wie in seinen Dichtungen.

Es gibt zu der Erscheinung Heinrichs von Kleist keine Parallele. Das sicherste Zeichen dafür, daß er ganz außerhalb jeder zeitgenössischen Dichtung und Weltanschauung stand, ist die Stellung der Maffier zu ihm. Schiller nahm von seiner Existenz so gut wie gar keine Notiz und — man darf sich nicht scheuen, das ruhig auszusprechen — Goethe trägt keinen kleinen Teil Schuld daran, daß das Leben des nach ihm größten Dichters seinerzeit so tragisch verlief. Der Olympier hatte kein Verständnis für die dichterischen Aeußerungen des märkischen Junkers, die sich in der Tat auch in kein noch so weit gerahmtes Thema einordnen ließen — und nicht nur von Goethe allgemein verstanden blieben.

Denn dieser Heinrich von Kleist ist seiner Zeit um gut hundert Jahre voraus gewesen. Es ist wohl begreiflich, daß der Dichter der Iphigenie und des Tasso kein Verständnis hatte für den Verfasser der Penthesila. Die Menschen Heinrichs von Kleist sind — und das zum ersten Mal in der Weltliteratur — nicht erfährt und gestaltet als Menschen des Gefühls oder der Gedanken oder wie bei dem einzigen Shakespeare als Naturerscheinungen — sondern als Menschen der Nerven und der Triebe.

Shakespeare ist der einzige Dichter, mit dem Heinrich von Kleist einigermaßen verwandt ist. In seinem „Richard III.“ oder in seinem „Bastard Gloster“ leben dem Schöpfer dieser Gestalten wahrscheinlich selbst unbewußt, alle jene Triebe, die dem Deutschen Kleist zum ersten Male voll bewußt wurden. Penthesileas sadistische Raserei, Räthens nachtwandernde Zielsicherheit, das Traumwandeln des Prinzen von Homburg — Kleist als erster hat diese erst von Philosophie und Wissenschaft unserer Zeit voll erfaßten menschlichen Regungen erlebt und schaudernd gestaltet. Sein Dämon stieß ihn auf diese Nachtseiten der menschlichen Natur, lange ehe eine vorsichtig tastende Wissenschaft anfing, von ihrer Existenz überhaupt Kenntnis zu nehmen. In seinem „Michael Kohlhaas“ raft ein Rechtsbewußtsein, das wir heute als schwerpathologisch bezeichnen müssen und in seiner „Marquise von O“ gestalten sich Züge der weiblichen Psyche, wie sie erst die Dichter unserer Tage nach mehr als hundertjähriger Mehrerfahrung zu malen sich trauten.

Dieses absolut Neue in der Erfassung der menschlichen Seele hat sich selbstverständlich auch eine ganz neue Ausdrucksweise geschaffen. Noch heute sind Kleist'sche Verse von den Schauspielern wie das Feuer gefürchtet. Zwar schreit er in Jamben, genau wie es die Maffier taten, aber seine Sprache ist mit der dieser Großen ungefähr so zu vergleichen wie die von einem Vulkan ausgehende Masse mit einem großen deutschen Strome. Selbst da, wo dieser ungeheure Dichter zart und schmerzhaft sein will, wie in seinem „Zerbrochener Krug“, greift er mit Riesenschritt in die Tiefen und holt Dinge und Stimmungen aus den Seelen, um die keiner vor ihm gewußt hat.

Daß dieser Einsame unglücklich sein mußte, ist nur allzu klar. Zu der ewigen Ursache seines Innern kam ein ungünstiger Ablauf seines äußeren Lebens, eine Armut, die hart bis an die körperliche Not heranreichte, und ein Mangel an Bürgerlichkeit,

der eben der Fehler seiner einzigen Tugenden war. Er hat bekanntlich an der Seite einer verstorbenen Frau seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt. Wohl sind nach ihm Dichter, vor allem Dramatiker hohen und höchsten Ranges in Deutschland erschienen, wie der ihm vielfach verwandte Hebel oder Hauptmann oder der ihm wohl am nächsten stehende Wedekind — aber keiner hat die Höhe zu übersehen vermocht, auf der die Seele dieses märkischen Junkers erstarrt ist.

Die Liebesprobe

Historische Skizze zum Kleist-Gedenktag von Bruno Winkler.

Die Diener gossen Champagner ein. Graf von Duol-Schauenstein, der österreichische Gesandte am sächsischen Hof, nahm das Glas und hob es gegen seine Tischnachbarn. „Ihr Wohl, meine Gnädigste!“

Frau von Haza nippte nur. „Wir sollten ihn leben lassen!“ Ihr Gatte, Landrat von Haza-Radlig, beugte sich vor. „Darf ich den Spruch ausbringen, Graf?“

„Aber bitte!“

Herr von Haza erhob sich, klopfte ans Glas.

„Eine Kede!“ flüsterte der Major Hartmann seinem Kunjtgenossen Gerhard von Kugelgen zu.

„Pst!“ Graf Bisthum legte den Finger an den Mund.

Der Verfasser des „Amphitron“, der Dichter des „Zerbrochenen Kruges“, der Schöpfer der „Penthesilea“, unser lieber Kleist, der uns heute wieder unvergeßliche Stunden geschenkt hat, er lebe hoch . . . !“

Gläserklingen! Hochrufe! Geschwätz großer Stimmen. Die Flammen der Herzen flackerten.

„Jetzt, Tante Minna?“ Die liebliche Julie Runze griff unter den Tisch.

Frau Minna hörte nicht.

Da glitt das junge Mädchen vom Sitz, huschte hinter den Stuhl des Gefeierten und drückte ihm einen Vorbertranz aufs Haupt.

Kleist saß blutübergossen. „Was tun Sie, Julie?“

Ihre Blide glänzten ineinander.

„Sie tut recht, Herr von Kleist.“ Vögelnd trank Appellationsgerichtsrat Körner seiner schönen Pflegetochter zu.

Kleist's Jugendfreund, der Major und Kammerherr von Nüble, legte die Hand auf den Arm des neben ihm Sitzenden. „Jetzt bist du glücklich!“

„O Nüble! Es erfüllt sich mir alles.“ —

Trunken vor Seligkeit, irrte Kleist an diesem Abend durch Dresdens winklige Straßen. In seiner Brust hämmerte es: „Sieg!“ Worum er ein Jahrzehnt gerungen, es war ihm geworden: Anerkennung, Erfolg, Ruhm! Und zu alledem blühte eine neue Liebe in seinem Herzen.

„Julie!“ Kleist sprach den Namen der heimlich Geliebten laut vor sich hin. Der Himmel hatte ihm dieses holde Mädchen gesandt. Noch hatten sie sich nicht gefügt; aber ihre Herzen — das fühlte er — waren eins. Morgen würde er mit ihr reden, sich durchs Wort beständigen lassen, was ihm ihre Augen längst verraten hatten, und dann — dann würde er es halten, das Glück. Diesmal würde er es halten! Seine Gedanken flatterten jäh ins Vergangene. Wilhelmine von Zenge! Ach, es war seine Schuld gewesen, daß die Braut sich von ihm gewandt hatte. Jetzt sah er klar! Landmann hatte er werden wollen. Bauer in einem entlegenen Winkel der Schweiz. Da hatte sie ihm freilich nicht folgen können.

Er stand vor seinem Quartier in der Birnaischen Vorstadt. Leise stieg er die Treppen hinauf, die Wirtsleute nicht zu wecken. Der Mond warf sein helles Licht in die bescheidene Stube. Es könnte fast eine Bauernstube sein, dachte Kleist. Er lächelte. Wohl ihm, daß er nicht Landmann geworden war! Wer weiß, ob er dann die frohen Ereignisse dieses Tages erlebt hätte: die Aufführung des „Zerbrochenen Kruges“ auf dem Viehhabertheater des Grafen Duol, das ihm zu Ehren veranstaltete Festmahl und am Morgen die verheißungswolle Sitzung mit Nüble, Pfuel, Hartmann und dem Gelehrten Adam Müller, in der die Herausgabe einer Zeitschrift mit dem stolzen Namen „Rhodus“ beschlossen worden war.

Er entkleidete sich und legte sich nieder. Seine Gedanken aber kamen noch nicht so bald zur Ruhe. Sie tanzten um Julie, spielten mit der Zukunft und glitten zurück in die Vergangenheit. Wenn doch Ulrike, seine liebe Schwester, heute bei ihm gewesen wäre! Sie würde ihn nun nicht mehr tabeln, daß er zweimal den Dienst seines Königs verlassen hatte. Jetzt würde sie einsehen, daß er ebenso wenig zum Beamten wie zum Soldaten geschaffen war.

Gestalten aus seinen Werken traten ihm vor die Augen. Eine aber überstrahlte alle anderen an Glanz: die der Amazonenkönigin

Wentbesilea, deren Schatten er der Sage entrispen hatte. Schon
gudte die Flamme seines immer lodernnden Geistes um eine neue
Erscheinung, die eines Mäpdeleins, eines reizenden, minniglichen
Geschöpfes, das die Züge der leuchtenden Julie trug.
Mädchenhafte Wiber schauend, schlummerte er ein.

Am nächsten Morgen warf er, kaum erwacht, in großen
Zügen die Handlung eines neuen Theaterstücks aufs Papier. Dann
eilte er zu Rötters. Der sechzehnjährige Theodor öfnete ihm.
„Willkommen, Herr von Kleist! Die Eltern sind nicht daheim.
Aber wenn Sie Tante Dora oder Julie sprechen wollen . . .?“

„Gern!“ Kleist plauderte eine Weile mit dem feurigen Jüng-
ling. Dann ging er in den der Elbe zugelegenen Garten, wo er
ein helles Kleid hatte leuchten sehen.

Sie lehnte an der Mauer und schaute auf den Strom.
„Julie!“

Aufftredend fuhr sie herum, die Hand auf der Brust, Feuer
auf den Wangen. Stumm stand sie da. Aber ihre Augen sprachen:
„Geliebter!“

In süßer Erregung nahm Kleist sie bei der Hand und führte
sie zur Bank in der Laube.

Jetzt aber brach das Dunkle, Rätselhafte seiner Natur auf ein-
mal wieder in ihm auf und vernichtete die zarte Blüte des Glücks,
kaum daß sie sich entfaltet hatte.

Selbstvergessen ruhte das Mädchen in seinem Arm. Da kam
ein seltsamer, fremder Ton in Kleists Liebesgespräch. Er beschwor
die Geliebte, ihren Herzensbund vor jedermann geheim zu halten
und auch dem Vormund nichts davon zu sagen; er bat sie, und
seine Bitte klang wie ein Gebot, ihm ohne Wissen der Pflieger-
eltern zu schreiben.

„Das kann ich nicht, Heinrich.“
„Dann liebt du mich nicht. Ich werde in drei Tagen wieder-
kommen.“ Er verabschiedete sich und verließ gelenkten Hauptes
den Garten —

Noch dreimal wiederholte er sein Verlangen: nach drei Tagen,
nach drei Wochen, nach drei Monaten. Julie erfüllte es ihm nicht.
Da erlosch die Liebe in seinem Herzen.

Erlosch sie wirklich? War sie so schwach gewesen? Oder hatte
sein Dämon sie nur in eine andere Bahn gelenkt?

Sie lebt noch heute: in einer der lieblichsten Mädchenfiguren
der Weltliteratur, im „Mädchen von Heilbronn“, dessen Gestalt
Kleist in diesen Monaten schuf und in dessen Erscheinung er sein
Ideal von der Liebe und Treue des Weibes verkörperte.

Der Ritter vom reinen Geist

Historische Skizze von Alfred Hein-Königsberg.

Ueber Heinrich von Kleist kam die große Ruhelosigkeit, die ihn
bis zu seinem Tode nicht mehr verließ, in dem Augenblick da der
Plan fehlschlug, in der Schweiz sich vom Rest seines Vermögens
ein Landgut zu kaufen. Immer stand ihm als Vorbild des Lebens
das alperische Gesetz vor Augen: ein Mensch kann nichts der
Gotttheit Wohlgefälligeres tun als dieses: ein Feld pflügen, einen
Garten pflanzen und ein Kind zeugen. Heinrich Ischolle, Wielands
Sohn Ludwig und Wielands Schwägerin Heinrich Gerner
wollten ihm zu dem Gut verhelfen, da sagt Kleist plötzlich den
opferfreudigen Freunden: „Vergessen Sie Ludwig kann ihm gerade noch
zurufen: „Vergessen Sie nicht in Weimar, meinen Vater zu be-
suchen“, und schon wendet sich Kleist mit Ekel von dem Land, das
um die Jahrhundertwende in die Hände der Franzosen kommen
soll. Er hat Paris aus das napoleonische Frankreich.

Der erneute Fehlschlag, ach, es war nicht mehr zu zählen, der
wieviele, wirft ihn in Bern aufs Krankenlager. Diese Krankheit
kostet den Rest seines Vermögens. Urzite, die Schwester, die ihn
warnt, nach der Schweiz zu gehen, holt den Bruder nach Deutsch-
land zurück. Niemand begreift ihn, auch Wilhelmine nicht, die
Braut, sie überläßt ihn seinem Schicksal. Kaum rührt er sich ein
wenig wohler, bricht der ungestüme Dichter aus: nach Weimar,
nach Weimar!

Goethe will er einmal sprechen, ihm auf den „Knieen seines
Herzens“ das neue Drama überreichen. Der aber horcht kaum nach
seinem jungen wilden Gast hin, sieht nur unwillig zur Seite auf
den Menschen, der auf ihn einredet, und läßt ihn nie mehr rasen;
er meint, dessen Hypochondrie sei zu arg. Er schüttelt sich, ja, er
fürchtet sich, diesem Anrucherd von Wirren, widernden Gefühlen
zu nahe zu kommen.

Aber Wieland, den Kleist ganz verzagt und verlehrt von allen
Weimarern Größen aufsucht, obwohl seine Welt und seine
Phantasie idyllisch still durchs ländliche Greisenleben schweben,
der Alte liebt ihn. Kleist soll kommen, wann es ihm befiel.

Zuerst ergreift Kleist der Meid. Da sitzt dieser Alte behäbig
auf seinem Gute Osmannstedt. Schreibt seine verzärtelten oder
wizelnden Verse, lächelt und lächelt und sieht nur Licht im Leben.
Der hat Ader, Baum und Kind.

Finstern sieht Kleist an Wielands Tisch. Er ist zögernd, er
trinkt stumm. Die kleine Luise, Wielands Tochter, schaut bang zu

ihm hinüber. Beobachtet die düstere Falte auf der Stirn. Will ihm
so gern die schwarzen Strähnen zurückstreichen, die auf diese her-
lich gedöbte Stirn fallen.

Mitten in der Mähzeit springt Heinrich auf. Wirft dem gärt-
lich um ihn bangenden Mädchen zornige Blicke zu. Ich will frei
sein, nur Geist, Geist! Versteht ihr denn nicht? Du Alter, ich
nicht so behaglich! Wir wollen kämpfen! Wir wollen rasen durch
diese verfluchte und verdunkelte Welt, bis wir der Wahrheit
wahres Licht finden! Der Wahrheit wahres Licht! — „Wissen
Sie, was Kant sagt? Es gäbe für uns nur die Erscheinung der
Dinge. Nicht die Dinge in sich. Wenn wir grüne Brillen von
Natur trügen, ohne es zu ahnen, so sähen wir alles falsch gefärbt,
ohne es zu merken. Wir finden nicht die Wahrheit, die absolute
Wahrheit!“

„Ja, ist denn das notwendig?“ fragte der Alte.
„Grundgütiger Himmel,“ schreit Kleist, „was gibt es denn
Wichtigeres! Horchen Sie doch! Horchen Sie! So fühle ich
Guiscards Tod — so — so — jähnt der kranke Löwe — mein
einziger Freund in diesen Wochen — so —“ Da sieht er den
großen, ängstlich-verstehenden Blick der vierzehnjährigen Luise —
und verstummt, setzt sich an den Tisch, murmelt nur noch die
Verse vor sich hin, ist hastig den Teller leer und stürzt in den
Garten . . . Luise will ihm nachsehen, aber der Vater hält sie zu-
rück. „Hol mir die Pfeife!“

Luise gehorcht, doch Tränen steigen in ihre Augen. Zum ersten
Male gehen in ihrem Herzen sonderbare Dinge vor. Nachts kann
sie vor Unruhe nicht schlafen. Immer steht der junge, traurig-
wilde Held neben ihr.

Kleist aber sitzt unter der Ulme und sieht hinab auf das stille
Tal. Die Verse seines Robert Guiscard durchdröhnen ihn, er
lächelt. Nur reiner Geist sind Seele und Leib. Ja: und Leib —
nein, nicht an Wilhelmine denken. Sie wird einen Auscultator in
Frankfurt heiraten und durch die Oberwälle ihre Kinder spazieren
führen. Ich liebe die Frauen, ja, aber sie müßten sich von meinem
geistigen Feuer erfassen lassen. Mit brennen! O dumme kleine
Luise, was sollen mir deine leisen lieblichen Augen? Mit brennen!
Wie Guiscard der Herzogin zuruft, als sie seinem vor Best
lodernden Leib Kühlung fächelt: „Dem Metna wehe! Du, laß sein.“

Kleist erhebt sich, in ihm tobt ein Vulkan voll Schöpfungs-
drang. Er schreibt, schreibt im Stehen die letzten Verse. Das Wort
von anderthalb Jahren ist fast fertig, sein Robert Guiscard.
Wieland, der liebe alte, er muß es hören. Ich habe ihn gewiß oft
geärgert. Er wird es nicht verstehen. Aber ich will wissen, was
er sagt.

Er läuft ins Haus. Holt aus seinem weltverloren friedlichen
Liebelstüchchen, das ihm Wieland eingeräumt, auf daß er immer
bei ihm bleibe, die losen Blätter mit der unruhig dahingerasteten
Schrift. Läuft hinab. „Wo ist Dein Vater, Luise?“ — „In der
Veranda!“

„Ich will Ihnen mein neues Drama vorlesen!“
„Ah — ich freue mich —“

Da beginnen die Verse zu stampfen, zu dröhnen, zu mar-
schieren, zu donnern, zu brausen, ja sie singen, sie orgeln — sie
leben, und die Erde hebt mit — — —

Es ist Nacht, als Kleist geendet. Die gutbürgerlich stille
idyllische Septembarnacht im Thüringerwald. Aber Wieland hat
Welteroberrevisionen, das Tragische an sich erfüllt dieses Haus
durch die Worte des titanischen Jünglings.

Wieland hat Tränen in den Augen und streicht ihn: „Du
meisterst die Tragödie besser als jene, mein junger Freund.“ Er
weist nach Weimar. „Du wirst Deutschlands Schatepeare.“

Das ist das Wort, die Krone, auf die Kleist seit Jahren ge-
wartet. Der weiße stille Alte verleiht sie ihm. Er kniet nieder und
küßt die Schuhe des greisen Geistes, der ihn selig preist. Heinrich
ist trunken vor Siegerausch.

„Noch nie war ich so glücklich in meinem Leben. Darf ich
allein in den Garten?“

Der Alte winkt ihm gütig: Nur zu!

Dort harrt Luise seiner. Sie hat verstohlen gelauscht. Sie
faßt nun, im Dunkeln mutig, die Hand des Feuergeistes. „Ich
habe Sie sehr lieb.“ — Aber Kleist wirft die Hand beiseite, ihn
ekelt das Fleisch in dieser geistig-glückseligen Stunde. Er stürzt
in die dunklen Gebüsche. Das Mädchen ruft: „Kleist!“ Einmal.
Zweimal. Der Dichter aber sinnt wütend: Warum werde ich ge-
foltert, selbst in dieser herrlichen Stunde? Was soll mir die kind-
liche Verliebtheit des jungen Dinges?

Wieder kommt die Verwirrung über ihn.

Wo ist die reine Welt für mein reines Wollen? Wo ist die
lautere Bühne für mein lauterer Drama? Wo bin ich nicht von
Geschwätz und Sinnlichkeit umgeben? Wieland, wo ist deine
Titania und nicht deine — kleine pausbäckige Luise? Ich muß
fort von hier! Fort! O Himmel, was für eine Welt! Vor der
Liebe muß man flüchten! — —

Als Luise am andern Morgen Kleist zum Morgenkaffee holen
wollte, fand sie das Zimmer leer. Heinrich war abgereist.